

Lebensgeschichte eines Thalers.



ines Morgens kam Ludwig an das Schreibepult seines Vaters, der eben eine kleine Rechnung bezahlt erhalten hatte. Unter anderem kleinen Gelde lag ein alter Thaler. Sein Gepräge, ein Königshaupt und auf der andern Seite ein königliches Wappen, war schon bedeutend abgeschliffen. Den Glanz hatte er gänzlich verloren, wenn auch nicht den Klang. Dieser stammt von dem edlen Metalle und das Edle bleibt.

Ludwig hatte Wohlgefallen an dem Geldstücke, nahm es in die Hand, drehte es um und um und sagte: „Bist wohl auch kein Jüngling mehr?“

„O nein,“ erwiderte der Thaler, „eher bin ich ein Greis unter meinem Geschlechte.“

„Wann bist du denn geboren, alter Freund? Ich kann deinen Geburtstag nicht mehr entziffern, die Jahreszahl ist abgegriffen.“

„Anno 1760 war es, als ich in Berlin unter dem Prägstempel hervorging.“

„Also gerade hundert Jahre alt. Ach, da hast du wohl Manches auf deiner langen Wanderschaft erfahren?“

„Manches! Manches, lieber Knabe. Gutes und Böses.“

„Ei, das wäre mir interessant, lieber Alter, wenn du mir Einiges aus deiner Lebensgeschichte erzählen wolltest. Bitte! bitte!“

„Nun, wenn es dir Spaß macht, warum nicht. Leg' mich nur wieder hin und setze dich nieder. Alles kann ich freilich nicht erzählen, denn da würde ich in drei Tagen kaum fertig. Aber Einiges.“

„Sieh, mein erster Herr war ein reicher Geizhals, ein alter Isgrim, wie die Geizhälse alle sind. Dieser sperrte mich fünfzig Jahre lang in einen großen, eisernen Kasten. Selten erblickte ich hier das Licht der lieben Sonne. Denn selten sah er einmal nach. Und wenn er mich und meine Kameraden einmal umstieß, brummte er allemal ärgerlich: „Noch lange kein Rittergut! 's geht schlecht! 's geht schlecht.“ Sehr oft auch ging er an dem Kasten vorüber und wir hörten ihn die Worte sagen: „Es langt nicht zu! Ich muß noch verhungern!“ Eines Tages kam er wüthend gerannt, riß den Deckel auf und nahm einen einzigen von uns heraus, indem er zähneknirschend ausrief: „Ist die dumme Schule wieder abgebrannt. Wo soll nur immer das Geld herkommen. Man möchte es hegen können. Kaum

hat man sich ein Paar Dreier erübrigt, wirds Einem wieder abgebettelt. Ich brauche keine Schule mehr. Zum armen Manne wird man!"

Eine geraume Zeit hörten und sahen wir ihn indefs nicht mehr. Und wir sagten deshalb zu einander: „Meister Knicker muß verhungert sein.“

Da, eines schönen Tages, sprang plötzlich der Deckel auf und zwei gierig ausgepreizte Hände langten herein. Diese leerten hastig den ganzen Kasten. Es waren aber nicht die knöchernen Hände des Alten, sondern die seines Sohnes. Der Alte war seit acht Tagen gestorben. Der Sohn zeigte uns freilich ganz andere Mienen. Er lachte im ganzen Gesichte, wie ein Töpfer, als er den Haufen Thaler erblickte. „Das soll ein lustiges Leben werden!“ rief er jubelnd aus. „Ein neues Wohnhaus wird gebaut, mit einem Weinkeller. Ein Reitpferd muß ich haben. Den Jacob jag' ich fort, der taugt nichts zu einem Kutscher. Ein Johann muß herzu, mit gelbuen Tressen um den Hut. Meine Freunde müssen alle Tage zu mir zum Frühstück kommen. Ich gebe Kränzchen, Bälle, Dinners, Soupers und wie die Feste alle heißen. Heiße! Das soll fidel werden! Habe lange genug mit am Elendsknochen nagen müssen!

Was er da sagte, machte er auch wahr. Er ging mit uns um, als ob wir Kieselsteinchen wären. Eines Tages wollte er mich sogar mit in sein Empfangszimmer, als Diene, pflastern lassen. Zum Glück kugelte ich ihm von der Hand herunter, in einen Winkel. „Da bleib' liegen, du lumpiges Ding!“ sagte er und ließ mich richtig liegen, denn zum Aufheben war er zu bequem. Erst nach etwa einem Jahre kam er und suchte mich. Er schien mich jetzt nothwendig zu brauchen. „Du sollst mich retten!“ sagte er, wie etwas geängstigt, als er mich aufhob. Aber wohin führte er mich? — An eine Spielbank. Kaum waren fünf Minuten vergangen, so war ich nicht mehr sein, ich war — verspielt.

Nach mancherlei Kreuz- und Quertügen kam ich in die Hand eines armen Webers. Mein Besitz kostete ihm viel Arbeit und Mühe. Er sagte dieß auch selbst, indem er mich betrachtete. „Endlich sehe ich doch,“ sagte er für sich, „wieder einmal einen harten Thaler auf meiner Hand. Aber, Alter, du bist mir sehr sauer geworden. Acht Tage hinter einander habe ich von früh an bis nach Mitternacht sitzen und würgen und schwitzen müssen. Nicht einmal recht Zeit zum Essen konnte ich mir nehmen. Und hätten mein Imanuel und der dicke Christlieb mir nicht so wacker das Garn gespult, ich hätte es kaum noch zu einem Thaler gebracht.“ — Ich spazierte darauf in seine geflickte Westentasche. Aber ich machte ihm manche Sorge. „Was fange ich nun mit dem Thaler an?“ sagte er. „Es fehlt an allen Ecken. Mein Christlieb, der Pommer, hat die Hosen wieder ganz zerfetzt. Er braucht ein Paar neue. Der Imanuel will nicht mehr in meiner Pelzmütze in die Schule gehen. Ich möchte ihm eine Zipselmütze kaufen. Die kleine Gustel hat kein Hemdchen mehr

anzuziehen. Die Mutter braucht einen neuen Kaffeetopf. Dem Schuster bin ich schuldig und dem Schneider. Das letzte Brod habe ich auch noch nicht bezahlt. Das Salz wird alle sein. Der Schulgeldeinnehmer wird morgen kommen. Der Amtsvoigt wird die Steuern haben wollen und der ist noch dazu so höllisch grob und möchte Einem lieber auf der Stelle fressen, wenn er sie nicht gleich bekommt. Ich selber brauche etwas Warmes an die Füße und wenn es nur ein Paar Bast-
schuhe wären. Ich weiß vor Angst nicht, wo dieser Thaler hinlangen soll. Na, so viel steht fest: Erst kommen meine Kinder!"

"Der arme Mann!" bedauerte Ludwig. "Mein Vater verdient die Thaler viel leichter. Der geht alle Tage spazieren, manchmal fährt er auch. Und wenn es Sonnabend ist, kommt der Buchhalter aus dem Schnittgeschäft und bringt ihm einen ganzen Sack voll Geld. Da sind manchmal zehn Tausend Thaler darin. — Doch, wie ist dir es denn nun weiter ergangen?"

Geraume Zeit darauf kam ich zu einem Geldwechsler. Dieser behandelte mich ganz alla Bagatell. Mit kalten Augen sah er über mich und meine Collegen hinweg, ließ uns dann durch seine Finger laufen, indem er uns zählte und warf uns in einen großen, eisenbeschlagenen Kasten. Sein gleichgiltiges Benehmen fuhr mir bald in die Nase. Denn ob man eine alte Nagelschmiedsrau Schutzwecken zählen sah, oder diesen Banquier die harten Thaler, war ganz gleich. — Bei ihm hatten wir ein sehr unruhiges Leben. Bald wurden wir verwechselt, bald verkauft, bald auf Reisen geschickt, kurz, wir hatten wenig Feiertage. Und immer wußte er es so einzurichten, daß wir wieder zu ihm zurückkehren und neue Collegen mitbringen mußten. Aber von Liebe zu uns keine Spur, er wollte uns blos haben.

"Da ist meine Mutter nicht so," versetzte Ludwig. "Die hat das Geld sehr lieb. Denn wenn ich einmal ein Paar Neugroschen haben will zu einer Zuckerdüte, oder zu Knallerbsen, da zankt sie mich allemal aus und giebt mir lieber ein Paar Kopfnüsse."

Einige Wochen darauf kam ich in die Tasche eines jungen Menschen, der in seinem Leben noch nicht viel Geld in den Händen gehabt haben mochte. Diesem machte ich den Kopf sehr warm. Sofort trug er seine Nase einige Zoll höher, als früher. Wo er ging und stand, klimperte er mit mir in der Tasche herum. Kaufte er sich Etwas, wozu er vielleicht nur einen Pfennig brauchte, mußte ich gewiß jedesmal mit aus der Tasche herausspazieren, daß mich die Leute sehen sollten. Kaufte er sich bei einer armen Frau ein Päckchen Streichhölzchen, so fragte er allemal erst: Können sie mir einen Thaler wechseln? Zu seinen Kameraden, die nicht so viel Geld hatten, sagte er: Mit Euch armen Schluckern gebe ich mich nun gar nicht mehr ab. Saß er in einer Bierstube und wünschte ein Glas Bier, so klirrte er nicht mit dem Glasdeckel, wie das andere Herren zu thun pflegen, sondern

er zog mich hervor und schlug mit mir an das Glas. Kurz, dieser Mensch war durch mich gänzlich zum Narren, ich möchte lieber sagen, zum Affen geworden.

„Da ist mein Onkel nicht so. Der ist doch sehr reich und hat schrecklich viele Thaler, aber wenn er hört, daß einer seiner Arbeiter krank ist, und wenns der Nachtwächter wäre, da geht er hin und besucht ihn, steckt ihm wohl gar heimlich einen Thaler ins Bette.“

Später wurde ich das Eigenthum eines Greises, dessen Haupt schon längst der Schnee des Alters bedeckte. Bei diesem aber hatte ich die traurigste Zeit zu verleben. Er sah mich nie anders, als mit Verachtung an. Ich schien ihm fast ein Dorn in seinen Augen zu sein. „Ihr Bestien!“ brummte er zuweilen, wenn er mich und meine Brüder erblickte. Wir wußten natürlich nicht, womit wir seinen Groll verdient haben sollten. Eines Tages jedoch erfuhren wir dieß klar und deutlich, indem er seinem Zorne einmal Luft machte und uns also ansuhr: „Ihr Satanskinder! Ihr versilberten Schlangenaugen! Wie viel Menschen mögt ihr schon verführt, wie viele schon bewogen haben, vor euch niederzuknieen und euch anzubeten. Auch mich habt ihr so schändlich betrogen. Ich jagte euch nach. Ich opferte meine Gesundheit, meine Ehre, mein Gewissen, meine Seelenruhe. Ich lästerte Gott, indem ich den Sabbath entheiligte, nur um eurer recht viel zu besitzen. Ihr solltet mich glücklich machen und ihr habt mich unsäglich elend gemacht! Da liegt ihr nun, ihr giftigen Ungeheuer! Ihr Würfel der Hölle! Mein Leben geht zu Ende! Schon hebt der Todtengräber den Spaten, um mein Grab zu bauen. Ich habe euch gewonnen und mein Leben verspielt! Ach, wie arm fühle ich mich jetzt! Jetzt, wo ich Schätze aufweisen soll für den Himmel. — Ich habe euch mehr geliebt, als Alles in der Welt! Mein ganzes Herz hing an euch! Aber, sagt, ihr Treulosen, wer von euch wird mit mir gehen, wenn ich fort muß? Ihr bleibt lachend liegen und ich muß gehen! — Darum, Wehe dem Menschen, der an euch sein Herz hängt!“ So sprach der Greis und wandte den Blick von uns ab.

„O, der hat hart gesprochen,“ sagte Ludwig. „Es muß aber doch wahr gewesen sein, sonst hätte er es nicht sagen können.“

Endlich, fuhr der Thaler fort, spielte mich das Schicksal auch einmal in die Hände eines Kindes. Es war fünf Jahre alt und bekam mich von seinem Herrn Pathe zum Geburtstage geschenkt. „Ei! ei! Mama! Sieh einmal das schöne Ding, was mir der Herr Pathe geschenkt hat,“ rief der kleine Knabe und freute sich königlich. „Ei! Wie das blitzt! Und da ist auch ein kleines Köpfchen drauf. He! hat gar einen Schnurrbart! Nicht wahr, Mama, da kann ich recht hübsch damit kugeln? — Und sogleich rollte mich der Knabe auf den Dielen hin. Mein Klirren beim Umfallen entzückte ihn aufs Neue. „Horch! Mama! Das Ding hat auch einen recht schönen Klang. Klingt wie ein kleines Glöcklein, so hell.“ Wohl

zehnmal ließ mich darauf der Kleine in die Stube fallen, um meinen Silberton zu hören. Und so spielte, kugelte und kimperte er mit mir wohl eine Stunde lang. Als er zum Essen gerufen wurde, packte er mich mit in eine große Schachtel, worin Kegel, Knallbüchse, Hauswurst, Gummiball, Zimmsoldaten, Schäschen und anderes Spielzeug lag. Nie aber fragte das Kind nach meinem Werthe. Dieß war der einzige Herr, den ich wahrhaft glücklich gemacht habe.

Ludwig dankte dem alten Thaler für seine Erzählung und sagte: „Gieb Acht, du sollst mir deine Lebensgeschichte nicht umsonst erzählt haben. Ich werde, wenn ich größer bin, an dich denken.“

Die Rosinen.

„Kannst ich stets Rosinen essen,
Brod und Fleisch wollt' ich vergessen!
Ach, Rosinen sind mein Leben,
Weil so süßen Saft sie geben.“
So die kleine Bertha spricht,
Schaut der Mutter ins Gesicht.

Mutter spricht: „Ich will erfüllen
Deinen Wunsch und Deinen Willen,
Will Dir blos Rosinen geben,
Davon sollst Du nunmehr leben.“

Bertha jubelt auf vor Wonne!
Mit der nächsten Morgensonne
Rühret sie kein Brod mehr an,
Ist Rosinen weil sie kann.
Mittag, Vesper, Abendessen
Hat die Bertha heut vergessen,
Denn wohl zehnmal jede Stunde
Führet Rosinen sie zum Munde.

Doch schon mit dem zweiten Tage
Höret man von ihr die Klage:
„Mutter, die Rosinen hier
Schmecken nicht so süß mehr mir,
Als wie gestern.“ — Mutter schweigt,
Weil ihr das natürlich dünkt.

Bertha immer feltner jetzt
Sich an ihrer Kost ergötzt.
Und nach Mittag, hört' ich recht,
Sprach sie: „Mutter, mir wird schlecht!“
Mutter aber hörts und schweigt,
Weil ihr das natürlich dünkt.

Als darauf das Abendbrod,
Allensammt Erquickung bot,
Bertha bei der Mutter stand,
Nahm sie weinend an der Hand,
Flehte: „Gute Mutter mein,
Ich seh' meine Thorheit ein,
Gib mir ach! ein Kindchen Brod,
Die Rosinen sind mein Tod!“

Mutter schaut ihr ins Gesicht,
Giebt ihr Brod. Doch ernst sie spricht:
„Merkt' Kind: Lauter Süßigkeiten
Werden saner mit den Zeiten.
Wer nur frohe Tage hat,
Wird des Glückes müd und matt,
Lauter Freuden werden Leiden,
Ohne Leiden keine Freuden!“